

LIEBER INSTANDBESETZEN ALS KAPUTTBESITZEN

EIN INTERVIEW MIT DANIEL LOICK

Daniel Loick lehrt Philosophie an der Frankfurter Goethe-Universität. In der Kleinen Edition des August Verlags ist 2016 sein Buch „Der Missbrauch des Eigentums“ erschienen. Wir haben ihm einige Fragen gestellt, um mehr über seine Kritik an der Institution des Eigentums zu erfahren.

Warum hältst Du es gerade jetzt für wichtig, über das Thema Eigentum nachzudenken?

Die Nichtregierungsorganisation Oxfam führt jedes Jahr eine Studie durch, in der das Ausmaß der globalen Ungleichheit gezeigt wird. In der letzten Version dieser Studie von Anfang 2017 kam heraus, dass gegenwärtig die reichsten acht Menschen der Welt genauso viel besitzen wie die ärmsten 3,5 Milliarden. Diese Gegenüberstellung macht die schiere Obszönität der eigentumsbasierten Weltordnung deutlich. Denn mit dieser gigantischen Ungleichheit der Eigentumsverteilung ist nicht nur eine materielle Ungleichheit verbunden, sondern noch viele andere Ungleichheiten: ökonomische Entscheidungsmacht, Medienmacht, politischer Einfluss, etc. Insofern stellt das Nachdenken über Eigentum für mich einen Anknüpfungspunkt dar, allgemein über die weltpolitische Misere nachzudenken, in der wir uns befinden, also nicht nur über Hunger und Armut, sondern auch Naturkatastrophen, Kriege, autoritäre Tendenzen etc. Damit will ich nicht sagen, dass das alles auf das Eigentumsrecht zurückgeführt werden kann, monokausale Erklärungen sind immer falsch. Aber ich halte es für wichtig, die juristischen Strukturen, die jene Ungleichheiten formal ermöglichen, auch grundsätzlich zu analysieren und radikal in Frage zu stellen.

In deinem Buch analysierst Du zwei Kritiken des Eigentums – Du nennst sie die soziale und die ethische Kritik des Eigentums –, um dann einen eigenen Vorschlag zu machen: eine genuin politische Kritik des Eigentums. Was kritisierst Du an den bestehenden Kritiken – auf der einen Seite der sozialen Kritiklinie im Anschluss an Karl Marx, auf der anderen der ethischen, die an die Theorie Giorgio Agambens und die Praxis der Franziskaner anknüpft?

Die soziale Kritik des Eigentums richtet sich gegen die Exklusivität des Gebrauchs: Eigentum entzieht der Gesellschaft etwas und stellt es unter die Verfügungsgewalt einzelner. Für Marx ist dies besonders problematisch im Fall der Produktionsmittel, denn die private Verfügungsgewalt über Produktionsmittel erzeugt den berühmten Grundwiderspruch zwischen gesellschaftlicher Arbeit und privater

Aneignung: Die Menschen produzieren etwas gemeinsam, es gehört ihnen aber nicht gemeinsam, sondern der Kapitalistin. Das Ziel des Kommunismus ist es, diese Enteignung der Arbeiter*innen durch die Kapitalist*innen aufzuheben.

Ich finde die Kapitalismuskritik von Marx sehr überzeugend und im Kern weiterhin aktuell. Marx geht jedoch nicht weit genug, wenn er nur das Privateigentum an Produktionsmitteln kritisiert. Horkheimer hat die Kommunismusvorstellung aus dem „Kommunistischen Manifest“ als „Kommunismus als Aktiengesellschaft“ bezeichnet: Jeder bekommt seinen Anteil.

Damit wird aber nicht adressiert, dass das Eigentum neben der Ausbeutung andere Negativeffekte hat, die ich als ethische Probleme bezeichne. Diese Form der Eigentumskritik haben z.B. die Franziskaner schon im Mittelalter entwickelt, wenn sie etwa auf die Psychologie des Geizes hinweisen: Der Geizige liebt das Besitzen, tabuisiert aber den Gebrauch. Ein anderes Beispiel ist der Befehlscharakter des Eigentums: Der Eigentümer übt im Eigentum eine beherrschende Haltung zur Welt ein. Diese ethische Kritik ist grundsätzlicher als die soziale Kritik, weil sie nicht nur das Privateigentum an Produktionsmitteln, sondern jede Form des Eigentums angreift. Historisch gesehen ist die ethische Kritik jedoch gescheitert, weil die ethischen Kritiker*innen nicht die Konfrontation mit dem bürgerlichen Eigentumsregime gesucht, sondern sich zurückgezogen haben. Deshalb ist es wichtig, beide Kritikstrategien miteinander zu verbinden. Dies leistet die politische Eigentumskritik, die ich in der Praxis der Hausbesetzung oder im Commoning manifestiert sehe.

Du gehst in Deinem Buch auf die Praxis des „Commoning“ ein. Was verstehst Du darunter und warum stellt gerade diese Form des Wirtschaftens eine Alternative zu einer eigentumsbasierten Ökonomie dar?

Der Begriff des Commoning bezeichnet die Herstellung gemeinsam genutzter Ressourcen. Dabei kann es sich um materielle Ressourcen handeln, wie gemeinsam genutztes Weideland, Wälder, Wasser, Luft, Schwimmbäder, Parks oder Museen oder um immaterielle Güter, wie etwa Open-Source-Software. Das Commoning ist interessant, weil es die Eigentumsordnung grundsätzlich in Frage stellt und versucht, sowohl die sozialen, als auch die ethischen Negativeffekte des Eigentums zu überwinden. Wenn ein Brunnen commonisiert wird, verbessert das nicht nur die Wasserversorgung der Ärmsten, sondern erzeugt auch andere Einstellungen und Affekte, weil bedürfnisorientierte an die Stelle von profitorientierten Handlungsorientierungen treten. Gleichzeitig ist das Commoning eine explizit politische Praxis, die die bestehende Rechtsordnung angreift und untergräbt. Dies hat der Historiker Peter Linebaugh auf die Formel gebracht: There is no commons without commoning. Commons gibt es nur durch einen konstruktiven und kollektiven Gestaltungsprozess.

In Hamburg ist es anlässlich des G 20 zu Plünderungen von Supermärkten gekommen. Könnte man hierbei auch von einer Art des Commoning reden?

Zwischen Plünderungen und dem Commoning gibt es m.E. zwei wesentliche Unterschiede. Erstens richtet sich das Commoning selten auf Konsumgüter, die nach ihrem Gebrauch nicht mehr da sind, sondern auf Infrastrukturen oder Produktionsmittel. Erst durch deren relativ beständigen Charakter können sich die emanzipatorischen Potentiale des Commoning überhaupt entfalten. Nur weil das Gras auf dem Weideland nachwächst, kann es eine demokratisch ausgehandelte Charta über seinen Gebrauch geben, können die produzierten Güter besser verteilt werden, können sich zu den anderen Menschen und zum Land andere Einstellungen entwickeln, etc. Der zweite Unterschied liegt darin, dass bei Plünderungen der Konsum der erbeuteten Waren oft vereinzelt erfolgt (inwiefern das in Hamburg der Fall war, kann ich allerdings nicht beurteilen). Das gemeinsame Handeln erschöpft sich in der Infragestellung der geltenden Ordnung, es wird aber nicht dauerhaft eine neue Gemeinsamkeit erzeugt. Anders ist das übrigens bei Praktiken des kollaborativen Konsums, wo bestimmte Güter gemeinsam genutzt werden. Nicht jeder Haushalt braucht z.B. eine eigene Bohrmaschine, nicht jeder Haushalt muss am eigenen Herd ein Abendessen kochen. Es gibt also viele Möglichkeiten, auch den Konsum zu entprivatisieren.

Mehr als die Plünderungen in Hamburg sehe ich die Praktiken, die sich in Griechenland nach der Krise entwickelt haben, als vielversprechende Beispiele für Commoning an. Sie beziehen sich auf alle Bereiche der kapitalistischen Ökonomie: Produktion, Zirkulation und Konsumtion. Produziert wird etwa in besetzten Fabriken, die durch die Belegschaften übernommen wurden. Die eingespielten Distributionswege werden durch Umsonstläden oder Tauschringe umgangen. Und der Konsum erfolgt beispielsweise in kommunitären Suppenküchen. Spannende Informationen über diese Praktiken gibt es auf solidarity4all.gr.

Du erwähnst, dass Aristoteles eine scharfe Trennung zwischen der Polis, also der Öffentlichkeit und dem oikos, dem Haus, eingeführt habe. In einer klassischen vergeschlechtlichten Rollenverteilung werden diese Sphären den beiden Geschlechtern zugeordnet. Inwiefern hat diese Trennung und die vergeschlechtlichte Zuweisung beider Sphären Konsequenzen für eine Kritik des Eigentums und für die Praxis des Commoning?

Das Eigentum ist traditionell ein patriarchales Konzept. Im römischen Recht sicherte das Eigentum die Verfügungsgewalt des pater familias über das Haus, inklusive der Frau und Kinder. Von dieser maskulinistischen Denkweise zehrt das Konzept des Eigentums bis

heute: Die Idee einer Privatwillkür über Güter legt das Bild eines freischwebenden, isolierten und unabhängigen Agenten zugrunde, der in seiner Freiheitsparzelle nach Belieben walten kann. Das Eigentum zu hinterfragen, hat darum Konsequenzen für die Geschlechterverhältnisse, bzw. kann die Kritik der Eigentumsverhältnisse von einer Kritik der Geschlechterverhältnisse ihren Ausgang nehmen. Die Frauenbewegung hat das getan, indem sie das Private politisierte, indem sie also die private Disposition des Mannes über die Familie dementierte. Dabei wurden nicht einfach die konventionellen Logiken der öffentlichen Sphäre auf die Sphäre des Privaten übertragen, sondern die klassische Sphärenrennung selbst in Frage gestellt. Das passt gut zum Commoning, weil sich hier auch Haltungen wiederfinden lassen, die man eher in der Sphäre des Privaten vermuten würde, insbesondere Praktiken der Sorge und Fürsorge. Commoning bedeutet, gemeinsam Verantwortung zu übernehmen, sich gemeinsam umeinander und um die Welt zu kümmern.

Spielt das Recht eine Rolle in deinen Überlegungen zum Eigentum?

Ja, das Recht spielt eine zentrale Rolle. Eigentum ist ja nichts anderes als ein Rechtsinstitut. Neben seiner Rolle bei der Konstitution der kapitalistischen Ökonomie ist für mich das Eigentum das subjektive Recht par excellence. Damit meine ich, dass alle subjektiven Rechte nach dem Modell des Eigentumsrechts funktionieren. Man stellt sich ein Recht wie etwas vor, das man „hat“. Eigentum erzeugt die Befugnis, alle anderen vom rechtmäßigen Gebrauch einer Sache auszuschließen: Ich kann mit meinen Dingen machen, was ich will. Genauso denken wir auch über andere subjektive Rechte: Sie immunisieren uns gegen Einmischungen von außen oder ethische oder soziale Erwägungen. Nehmen wir das Beispiel der Meinungsfreiheit. Eine Meinung ist etwas, das ich „habe“, und das mir von niemandem streitig gemacht werden darf. Damit wird die Meinung, die ich „habe“ aber als etwas Vorrechtliches naturalisiert. Es wird gar nicht mehr danach gefragt, wie diese Meinung zustande gekommen ist und ob sie berechtigt ist, etc. Damit will ich nicht sagen, dass wir die Meinungsfreiheit abschaffen sollten, aber das wir über ihren eigentumsaffinen, liberalen Begriff, wie er im subjektiven Recht kodifiziert ist, hinausgehen müssen, indem wir die Urteilsbildungsprozesse commonisieren: gemeinsame Deliberations- und Entscheidungsmöglichkeiten schaffen, in denen individuelle Meinungen sozial vermittelt werden. Christoph Menke hat hierzu in seiner „Kritik der Rechte“ sehr spannende Vorschläge gemacht, die ich in meinem letzten Buch „Juridismus“ aufgegriffen habe.

Das Interview führte Eric von Dömming.

Anzeige

graswurzel revolution

Schwerpunkt GWR 422:
Libertäre Buchseiten

Probeheft kostenlos:
www.graswurzel.net/service



Foto: Eleanor Saitta